



# Unsere Heimat

Beilage zur Kösliner Zeitung

Nr. 19

Sonnabend, den 21. Herbstmond 1929.

Nr. 19

## Ferdinand von Schill — ein Reiterleben und -sterben.

Vor 120 Jahren. — Als Schill seinen Seelenkampf kämpfte.

Von Major a. D. Rudolf Ableiter - Stuttgart.

1.

Auf Ordre warten? reitest du so langsam? Hast du sie noch vom Herzen nicht empfangen?"

Wir wissen nicht, ob Kleist, als er seinen Prinzen von Homburg dem alten Kottwitz diese Antwort geben ließ, an Ferdinand von Schill und sein Befreiungswerk gedacht hat. Tatsache jedoch ist, daß seine kostbaren Worte, die jedem deutschen Reiterführer Richtung und Ziel sein müssen, wohl kaum auf eine andere Persönlichkeit mehr zutreffen, als eben auf Schill.

Als Leutnant im Regiment Königin-Dragoonen reitet Schill bei Auerstädt unter Blüchers Befehl im Oktobernebel die große Taktade gegen die unerschütterten Karrees des Marschalls Davout mit, erhält im Handgemenge einen schweren Kopfschlag und gerät, von Blutverlust erschöpft, in den wilden Strudel der auseinanderstutenden Armee Friedrich Wilhelms III. Alle Bande der Disziplin sind gelockert; der gewaltige Franzosenkaiser hält über die unter der Hand elender Stümper morsch gewordene Armee des großen Königs blutiges Gericht. Fehlte schon in der Schlacht der einheitliche Befehl und der straffe Wille zum Sieg — in diesem Chaos der furchtbaren Vernichtungskatastrophe will und kann niemand mehr helfen. Auf Ordre warten? — Nein, sagt Ferdinand von Schill. Zum ersten Mal in seinem jungen Reiterleben hat er allein, kein Rittmeister, oder Oberst über ihn und seinen Husarenfädel zu befehlen. Der kühne Husar empfängt Ordre allein von seinem Herzen. Und dies Herz, dem der Tag von Auerstädt die ersten Reiterhoffnungen in der Mitte geknickt hatte, weist ihn nach Norden, Anschluß zu suchen an eine vielleicht noch intakt gebliebene preußische Truppe, an einen festen Platz an der Küste, hinter dessen Mauer er seine Wunde heilen und seinem König den schartenlosen Reiterfädel wieder zur Verfügung stellen will.

2.

Aber dem Husaren in ihm geht die Heilung zu langsam. Auch von ihr fordert er das Galopp tempo. Mit verkundendem Kopfe, dem die scharfe Gangart des Pferdes noch heftigste Schmerzen macht, meldet Leutnant von Schill sich bei Kolbergs greisem Kommandanten, Oberst von Loucadou. Auf Ordre von ihm warten? Nein! Ein Schill reitet rascher als das bedächtige Blut eines überalterten Kommandanten. Sein Pferd scharrt zu ungeduldig mit dem Hufe den pommerischen Sand, wiehert zu frühlich in den erwachenden Morgen, als daß sein Reiter sich dem langsamen Tempo eines unentschlossenen Vorgesetzten anpassen könnte. Im Lanze draußen und hinter den Wällen der Festung treiben sich allerhand Versprengte, leicht Verwundete, Abenteurer und Drückerberger herum, die man unter der Fahne des Königs sammeln muß. Wie ein Sturmwind segt der kühle Husar durch die pommerischen Lande, bläst Reiter und Infanteristen zum Sammeln, schwingt die Standarte des

alten Preußens, überall als Befreier und Held umjubelt, von Landrat und Gutsbesitzer in seiner väterlichen Arbeit unterstützt und gestärkt. Dem mutigen Husarenreich ist der Erfolg beschieden. Schill kann Schwadronen, Kompagnien, Bataillone, Regimenter formieren, verhindert mit diesem Freikorps länger, als man in Kolberg zu hoffen wagt, die Einschließung der Festung, nimmt dem Franzosen Waffen- und Munitionstransporte weg, streift mit seinen Reitern bis Stolp und Stargard, hebt Franzoseneste auf Franzoseneste aus und erscheint mit seinen Husaren wie die Sintflut, so schnell, an bedrohten Ecken, in den Franzosenquartieren der Gutshöfe, in geschändeten Dörfern als Retter und Befreier.

Mehr noch. Als der gute Engel einer gerechten Sache. Als das erwachende Gewissen seines Volkes; als ein Nationalheld, dessen Name blutende Preußenherzen wie den eines Heiligen aussprechen, den schöne Frauen in ihr Gebet einschließen, zu dem alltagsbeschwerte Gemüter wie zu einem rettenden Sterne aufblicken. Schon der Name Schill wird vielen symbolisch. Man erblickt in ihm den Schild gegen Tyrannenpeile und Bogthiebe. Der 31jährige Husarenrittmeister Ferdinand von Schill wird zur Zukunftshoffnung Preußens; zum Führer, dem auf den pommerischen Landgütern narbenbedeckte Krieger, die bei Kosbach und Zornsdorf den Feinden ihres Königs die blutige Reiterantwort gaben, die Steigbügel küssen, dessen Sterne Priesterhände weihen und dessen Eintritt Glockengruß segnet.

Rascher Husarenritt, rascher Erfolg. Wer mit dem flinken Husarenpferde eines Schill auf seiner bedächtigen Rosinante nicht mitkommt, greift vielleicht zur feigen Waffe des vergiftenden Reides. Menschlich begreiflich. Während Kolbergs dankbare Bürgerschaft dem Husarenrittmeister Gut und Blut zur Verteidigung ihrer Wälle zur Verfügung stellt, bestraft der Kleinliche, auf den wachenden Rücken seines Untergebenen eifersüchtige Loucadou seinen Rittmeister, der mal eben wieder nicht auf Ordre hatte warten können und dem schwerfälligen Alter zu rasch geritten war, mit zwei Tagen Stubenarrest. Die empörte Bevölkerung unter Führung des alten Seehelden Kettebeck will ihren Husaren mit Gewalt befreien. Der aber hat doch Preußendisziplin genug im Leibe, um sie zu bitten, sich ruhig zu verhalten. Ihrem Helden zuliebe meistern die Kolberger ihren Zorn, der sich in helle Freude auflöst, als sie erfahren, daß der unbeliebte Kommandant abberufen sei und durch den jungen, kraftvollen Major von Gneisenau ersetzt werde.

Schill, jetzt, da er einen über sich weiß, der das selbe Tempo reitet wie er, wartet nun gehorjam auf Ordre. Die Ordre eines Gneisenau ist ihm heilig. Zum Schutze des Kolberger Hafens, der allein noch die Verbindung der Festung mit der Außenwelt ermöglicht, mit seinem Freikorps in der Maikuhle angelegt, treibt er in siegesfrohem

Husarenübermut sein unternehmungslustiges Reiterpiel, macht Ausfall auf Ausfall, holt sich Erfolg auf Erfolg. Von Gneisenau beauftragt, sich nach Stralsund zu Schiff zu begeben und dort mit schwedischer Hilfe Entsatz für Kolberg herbeizuholen, erfährt Schill in der Stadt, wo er drei Jahre später seinen Tod finden sollte, vom Abschluß des Waffenstillstandes.

Kolberg, der funkelnde Edelstein in der Krone Preußens, reicht seinem Husarenrittmeister den Lorbeer des Sieges.

3.

Friedrich Wilhelm III. aber ernannt den kühnen Freikorpsführer zum Major und überträgt ihm das „Zweite Brandenburgische Husarenregiment“, dessen Stamm aus dem Schillschen Freikorps hervorgegangen war, hängt dem Tapferen für seine Verdienste um das Vaterland in Königsberg selbst den Orden Pour le mérite um den Hals und überhäuft ihn mit Gnadenbezeugungen. Des jungen Husarenmajors Herz aber reitet Galopp, als der Sieger der Kolberger Maikuhle seiner angebeteten Königin gegenübersteht, aus ihrem Munde holdselige Worte des Dankes und der Anerkennung vernimmt und aus ihren schneeweißen Händen eine kleine Perlenkrone empfängt: „Die einzigen Edelsteine, die uns geblieben“, — sagt Königin Luise zu Schill — „das seid ihr, unsere Helden. Diamant ist die Treue eurer Herzen, Rubinen die Blutstropfen, die ihr so freudig für das Vaterland vergießt. Daraus besteht der preußische Kronentresor. Gedenken Sie daran, Herr von Schill, wenn Sie meine kleine Perlenkrone tragen.“

Und der Held tut es, wo er reitet und streitet. Er denkt daran, als er am 10. Dezember 1808 an der Spitze seines Husarenregiments und der reitenden Jäger seinen Einzug in Berlin hält, das wenige Tage zuvor die letzten Franzosen verlassen hatten. Sein Husarenpferd tänzelt auf dem Pflaster „Unter den Linden“; alte Krieger aus den Tagen von Leuthen und Torgau durchbrechen die Mauern der Spalier, umdrängen den Helden, streicheln die Wähne seines Pferdes, küssen die Bügel, hüllen in Blumen den rauhen Dezembertag. Mit der Spitze seines Säbels fängt Schill den Rosengruß einer Schönen auf, spricht ihn ab und steckt den Strauß an seinen Dolman. Tief senkt sich sein Säbel vor der Schönheit, die der Tapferkeit huldigt.

„Sie machen zu viel aus mir“ sagt Schill zu seinen Kameraden, als er sich endlich in einem unbemerkten Augenblick aus dem Rathaus schleichen kann, wo man ihm zu Ehren ein Bankett gegeben hatte. Es ist die ehrliche überzeugungsvolle Wahrheit eines Mannes, der sich in rauschenden Ehrungen beengt fühlt und der sein Pferd nicht eher abfattern will, als bis der letzte Franzose von Preußens heiligem Boden vertrieben ist. Er wartet auf Ordre, die marschieren läßt. Diese Ordre aber bleibt aus. In nüchternen Reitbahn heißt es für den Helden



von Kolberg, Rekruten zu drillen. Dort trabt er im Zirkel, während doch sein ganzes übervolles Soldatenherz zum Galopp gegen die Feinde seines Vaterlandes auf freier Walfahrt drängt. —

Da geht im Schicksalsjahr 1809 mit einem Male ein Frühlingssehnen seltener Art durch das vom Korfen zertretene Europa. Spanien und Tirol erheben sich; Oesterreich rüttelt an seinen Ketten. „Brutus, du schläfst?“ lautet der von unbekannter Hand geschriebene Zettel, den Schill eines Tages bei der Rückkehr vom Dienste vorfindet. Boten aus Königsberg und Kassel treffen ein. Sie fordern Klipp und Klar Aufträge, drängen zum Handeln. „Auf Ordre warten?“ fragt sich der zweifelnde Husarenkommandeur. „Reitest du so langsam?“ prüft sein Reiterherz. „Hast du die Ordre noch nie vom Herzen empfangen?“ pocht es an seine Rippen. „Ob es auch des Königs Wille ist, wenn ich reite? . . . wird er mitreiten? . . . nachreiten?“ — „Auf Ordre warten?“ — „Nein, ich habe die Frage nicht in Kolberg gestellt. Ich muß etwas unternehmen. Ich muß!“

Unten vor dem Hause scharrt schon ungeduldig sein Husarenpferd. Die Fanfaren locken zur Attacke. Der Säbel will ihm fast von selbst aus der Scheide springen. „Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd“ umjubeln die Kameraden den vergötterten Führer. Und als Schill, immer noch der Offizier des Königs, aus der nächsten Umgebung eben dieses Königs ein Billett in die Hände bekommt, mit den Worten „Der König schwankt! Schill ziehen Sie mit Gott!“ — da ist für ihn die Stunde gekommen. Entschlossen steckt er seine mit dem preussischen Adler versehene und mit der eigenhändigen Widmung seiner Königin geweihte Brieftasche in den Dolman und läßt mit den Worten „Für dich, angebetete Königin, gehe ich in den Kampf, für die Krone auf deinem Haupt!“ satteln.

Zum dritten Male in seinem Leben hatte Ferdinand von Schill eine Ordre von seinem Herzen empfangen. Und dies ritt so rasch wie er selbst.

„Hurra! Schill!“ rufen die Scharen der Berliner ihrem Helden zu, als er an der Spitze des feldmarschmäßig ausgerüsteten 2. Brandenburgischen Husarenregiments am 28. April 1809, nachmittags 4 Uhr, unter klingendem Spiel durch das Halleische Tor zu einer Felddienstübung reitet. Bescheiden, freundlich wie immer, dankt der Held nach allen Seiten. Keiner aber ahnt, was in seiner Seele vorgeht. Die Verantwortung schnürt dem 33jährigen Helden fast die Kehle zu. Die Verantwortung für die fünf Schwadronen, die hinter ihm reiten, für die 800 jungen frischen Reiter, über deren Kopf er nun allein zu befehlen hat. Auf der Steglitzer Feldmark läßt er halten, die Schwadronen ein Biviere bilden, galoppiert in dessen Mitte und spricht zu den Husaren jene historischen, von der Größe des Augenblicks eingegebenen Worte, in denen er seinen Entschluß, das Zeichen zum Losschlagen geben zu

wollen, kundgibt und beglänzt und den einzelnen auffordert, nach Berlin zurückzulehren oder ihm zu folgen. Zum Sieg oder in den Tod. Und keiner der Husaren reitet zurück.

In seinem Quartier in Bernburg, wo sich Major von Quistorp mit seinem Bataillon ihm freiwillig angeschlossen hat, empfängt der Freischarenführer Schill die Nachricht vom Fehlschlagen des Aufstandes des Oberst Dörnburg und von der Falschmeldung des österreichischen Sieges. Die ersten Barrieren, die es zu überspringen gilt, überspringt der Husarenmajor mit den entschlossenen Worten: „Besser ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende.“ Als aber am Abend desselben Tages noch ein Kurier aus Berlin erscheint und Schill einen Kabinettsbefehl des Königs aushändigt, der Klipp und Klar Rückkehr nach Berlin fordert und Schill selbst der Verleitung zur Desertion und des Landfriedensbruchs anklagt — da bricht der Held fassungslos zusammen. Nach Stunden furchtbarer Seelenpein beruft Schill seine Offiziere zu einem Kriegsrat zusammen. Sie sollen selbst über ihr Schicksal entscheiden. Aber wer einmal den ersten Galoppsprung getan hat, kann sein Pferd nicht mit einem Rud parieren. Er muß es auslaufen lassen in der Richtung, in der es angelegt ist. Durch den Zorn seines Königs zum Verbrecher gestempelt, verliert Ferdinand von Schill zum ersten Mal in seinem Leben den inneren Halt. Aber die todesmutige Schar der Getreuen verläßt ihren Führer so wenig, wie die Pappenheimer ihren Oberst Piccolomini.

5. Nordwärts geht der schweigende Ritt der Geächteten, die ein Armeebulletin Napoleons als Briganten bezeichnet und für vogelfrei erklärt. Stralsund, wo Schill noch von seiner Kolberger Zeit her Freunde und Sympathien besitzt, ist sein Ziel. Der französische General Candras zieht den anrückenden Schillschen entgegen. In heißem Ge-secht bleiben die Husaren Sieger und schlagen sich durch bis hinter die Wälle Stralsunds. Und hier erneuert die Enttäuschung. Die biedereren Stralsunder Bürger fürchten für sich und ihre Stadt. Warum ließ der Husar sie nicht in Frieden? Sie hatten ihn doch nicht gerufen. Und sich mit dem Fremdling wie die Belagerten von Saragossa unter den Trümmern des in die Luft gesprengten Zeughausturmes begraben zu lassen, dafür liebten sie ihr Leben zu sehr.

Und mit einem Schlage beginnt das Reiterherz in Schill nicht mehr mitzureiten. Er wartet auf Ordre vom Schicksal, verliert kostbare Zeit, zermartert sich in Selbstanklagen, wird ungerecht, gereizt gegen seine Umgebung, aufbrausend und zweifelnd.

„In Stralsund sollst du begraben sein“ klingt es durch seine schicksalsmilde Seele. Die Mauern der Festung engen sie ein, hindern das Reiterherz, Attacke zu reiten. Einmal, einmal

nur sollte der Husar noch reiten, wie in guten Tagen. In der Stunde, da er die letzte Ordre von seinem Herzen bekam.

Dänen und Holländer, Franzosen und Westfalen sind unter Führung Candras nach jenseitiger Gegenwehr der Schillschen durch die Festungstore eingedrungen, drängen die mit Berserkermut sechtende kleine Schar immer weiter zurück. Schon wimmelt der alte Markt von Truppen. Die Falle sprang zu. Mit verhängtem Jügel, bereits verwundet, rast Schill durch die Straßen. Den Oberst eines feindlichen, mit klingendem Spiel einrückenden Regiments schlägt er mit den Worten „Hund, bestell' mir Quartier“ vom Pferde. Dann reißt er seinen Braunen herum, erhält einen Hieb auf den Kopf, galoppiert weiter die Straße hinab. „Hurra! Schill!“ ruft ein am Straßenrand verwundet liegender Husar. Sein Jubelruf wird seinem Führer zum Verhängnis. Hinter Schill jagt die Mute seiner Verfolger. Schüsse krachen von allen Seiten. Der für Jugelfest gehaltene Husarenführer wird an einer Straßenecke schließlich mit Säbelhieben vom Pferde gehauen. Das Reiterdrama ist zu Ende.

„Vor der Zeit“ — schreibt die Abendsonne, die blutrot im Westen untertaucht, der Tragödie von Stralsund den furchtbaren Titel. In Ferdinand von Schill hat sich das Schicksal eines der Besten unseres Volkes erfüllt, dessen Tragik darin bestand, daß er nicht auf Ordre hatte warten können, weil das Herz in ihm so rasch ritt wie das eigene Pferd. —

Umfrage des Pommerschen Volksliedarchivs in Greifswald. Wer kennt Text oder Melodie oder beides zu folgenden fünf Liedanfängen:

1. Mariechen saß weinend (einsam) im Garten . . .
2. Ade, mein Schatz! Nun muß ich fort . . .
3. Seht, Brüder, seht und seht, wie traurig es uns geht . . .
4. Steh ich am eisernen Gitter . . .
5. Willst du mich denn nicht mehr lieben? . . .

Die Betreffenden werden gebeten, sei es nun den Wortlaut des Liedes, sei es — was noch erwünschter ist — den Wortlaut und die Melodie des Liedes aufzuschreiben und einzusenden. Ferner bitten wir, falls die Melodie nicht mitgeteilt werden kann, um Angabe, ob überhaupt eine Melodie zu dem einzelnen Liede bekannt ist. Von größtem Werte sind auch Mitteilungen, wann, wo und von wem die Lieder gesungen werden. Sollte sonst irgend etwas Wissenswertes über die Geschichte oder das Schicksal dieser oder anderer Lieder (Herkunft, besondere Beliebtheit, Vermischung mit anderen Typen, verderbter Text, Unvollständigkeit usw.) bekannt sein, und wir für derartige Mitteilungen besonders dankbar. — Alle freundlichen Einsendungen bitten wir zu richten an das Pommersche Volksliedarchiv, Greifswald, Germanistisches Seminar, oder den Vorsitzenden des Vereins für Heimatkunde und Heimat-schutz, Dr. Schulz, Röslin.

## Arnhausen.

Agel Trapp, Lehrer in Güttenhagen.

(Schluß.)

Als 1859 die Bahnlinie Stettin—Röslin gebaut wurde, traf man bei den Ausschachtungsarbeiten zwischen den heutigen Bahnwärterhäusern 74 u. 75 auf eine vollständige Mauer, die quer über die Bahnstrecke führte. Beim Sprengen brachen wohl die Steine; aber der Mörtel blieb unverfehrt. Dertlich von dieser Mauer befindet sich in einem Sumpfe eine kegelförmige Erhebung, auf welcher einst das Gefängnis gestanden haben soll. Als der Ader, welcher jetzt dem Rentengutsbesitzer Lubenow in Röslshof gehört, urbar gemacht wurde, stieß man beim Pflügen, etwa 5 bis 6 Zentimeter unter der Erdrumme, auf eine völlig geplasterte Straße. Auch wurde viel brandiger Bauschutt ausgepflügt. Als derselbe Besitzer eine Pumpe bauen wollte, trafen die Brunnenbauer an einer Stelle auf einen mit Holz ausgefüllten, zugeschütteten Brunnen. Zu derselben Wirtschaft gehört eine Wiese, welche den Namen „Bankediele“ führt. In derselben sieht man bankartige Erhebungen, welche einstmalig künstlich hergestellt worden sind, in welchen starke Eichenstämme liegen. Dies sollen die Anlegeplätze für die Schiffe der früheren

Bürger gewesen sein. Die Bewohner der Stadt Arnhausen beschäftigten sich vorzugsweise mit Schiffsahrt und Fischfang. Das Müglik- und das Regatal waren damals noch mit reichlichen Wassermengen ausgefüllt.

Schon mehrfach habe ich die St. Gertrudkirche erwähnt. Die Sage erzählt von ihr, daß sie eine Eihnekirchse sei. Dem liegt folgende geschichtliche Tatsache zugrunde: Zu Anfang des 16. Jahrhunderts hatten die Herren von Manteuffel vier Kirchen beraubt und verbrannt. Zur Strafe wurde von Barnim IX. ihr Schloß Gr. Poplow bei Polzin gebrochen und sie selbst in die Acht getan. Später sühnten sie sich mit den Herzögen wieder aus. Um ihre Schuld vollends wieder gut zu machen, soll Echart von Manteuffel die St. Gertrudkirche erbaut haben.

Tatsache ist, daß die St. Gertrudkirche, welche auf dem Knallberge ungefähr in der Mitte von Arnhausen steht, 1568 von Echart von Manteuffel erbaut worden ist. Das ist auf einer Notiztafel, die an der Südseite des Turmes in einer Höhe von etwa 2½ Metern eingemauert ist, verewigt worden. Man darf nun nicht glauben, daß diese Tafel groß, prunkvoll und aus Metall hergestellt worden ist. Keineswegs! Sie besteht aus sechs Mauersteinen, und zwar aus zwei kleineren und vier größeren,

welche nischenartig eingerückt sind. Erstere sind 12 Zentimeter breit und 18 Zentimeter hoch, letztere 30 Zentimeter breit und 18 Zentimeter hoch, so daß die ganze Tafel eine Breite von 1,44 Meter und eine Höhe von 18 Zentimetern aufweisen kann. Die Anordnung der Steine und die Inschrift auf denselben ist folgende:

Echart Manteuffel zu Arnhausen 1568	Ritter- bild	Benedikt Sarned	Brustbild einer Schloßfrau	Pastoreas Etam, 88	1568
---	-----------------	--------------------	----------------------------------	-----------------------	------

Der zweite Stein trägt das Bild eines Ritters, welcher im linken Arm ein Rauchsäßchen hält und auf dessen rechtem Oberarm ein Adler sitzt. Der vierte Stein zeigt das Brustbild einer Schloßfrau. Die enge und kleine Schrift des sechsten Steines konnte ich nicht entziffern. Die Buchstaben des ersten Steines sind aus dem großen und dem kleinen Alphabet wild durcheinander gewürfelt worden, so daß das Wort Echart z. B. folgendes Aussehen hat: EKhart. Die Schrift sowohl wie die Bildnisse sind eingemaiselt worden.

Steigt man in den Turm, so fällt sofort das starke Mauerwerk und die eigenartige Bauart auf. Dieser Teil der Kirche hat Arnhausen noch als Stadt gesehen. Als die Feuer des Dreißigjährigen Krieges



# Ausführliche Beschreibung

desjenigen Feuerzeichens oder Nordscheins, so zu Pöest am 19. Oktober 1726 zu Abend beobachtet worden.

In der Jamunder Pfarrbücherei befindet sich neben einer Lebensbeschreibung und Briefen des Pastors Johann Jakob Schmidt in Pöest auch folgende Beschreibung eines Nordlichts:

Es war der 19. Oktober oder vergangener Sonnabend ein schöner und heller Tag, windstill und kein Gewölke am Himmel zu sehen, wie denn auch das Barometrum bis 2 Grad über Schönwetter gestiegen war; die vorigen Tage aber, sonderlich den 15. und 16., als am Dienstag und Mittwoch, hatte man einen heftigen Sturm aus dem Nordwesten gehabt und ein recht schlagricht oder regnicht Wetter, so auch noch bis den 18. oder Freitag Morgen angehalten. Gegen den Freitag Abend aber legte sich der Wind und blieb Nordwest, war auch ziemlich kalt. Worauf den 19. oder Sonnabend gegen Abend es ziemlich zu reifen und zu frieren anfang. Sobald es finster war, etwa um 7 Uhr abends präsentierten sich am Himmel, bei stiller Luft und hellem Sternenschein, zuerst gegen Norden und Nordost einige weiße Streifen oder weißlichte Strahlen auf die Art, als wenn die Sonne Wasserstreifen zu ziehen pflegt. Dabei war recht im Nordosten ein Teil des Himmels ganz feuerrot, wie eine subtile Feuerwolke. Dieses Licht und die Strahlen nahmen mehr und mehr zu, bis es um 9 Uhr schon fast den ganzen Horizont eingenommen hatte, bergestalt, daß über dem Zenith oder Scheitelpunkt ein runder heller Bogen oder vielmehr hellweißer Zirkel zu sehen war, etwa wie ein weiß Gewölbe, aus welchem um den Himmel rund herum lange weiße Streifen oder lichte Strahlen dicht aneinander herausgingen, fast bis an den Horizont, die sich vom Norden und Osten gegen Süden und Westen herumzogen, mit der roten Wolke, welche aber nunmehr im Westen stehen blieb. Dabei war es um den Horizont ganz licht helle, als beim vollen Mondenschein. Um das lichte Gewölbe sah es wie dunkel Gewölke, aus welchem aber doch an verschiedenen Orten, doch meist gegen Norden und Nordwest einiges helles Licht oder helle Flecken hervorgingen auf die Art, als wenn die Sonne hinter einer nicht dicken Wolke steht und zu einer Seite ganz hell mit weißem Licht hervorschimmert. Dieses Licht in dem Dunkeln ward bald stärker, bald schwächer. Die weißen Strahlen bewegten sich immerzu, und zwar vom Westen gegen Osten, und wälzten sich in Kugeln sich gar geschwinde herum, nicht eben über den ganzen Himmel, sondern an ihrem Orte, wo sie standen, da es denn schien, als ob der ganze Himmel von weißen Flammen loderte. Zuweilen fuhren sie auch ineinander und öfters bewegte sich das Licht so geschwinde in die Höhe fahrend und

flinkernd, als wenn es bligte. Man sah auch mehrmals zwischen dem Dunkeln und den lichten Flecken, Farben vom Regenbogen, so nach einer kurzen Weile vergingen und bald andere wiederkamen. Durch alles, sowohl die dunkeln Scheinwolken als die lichten Strahlen und die Feuerwolke konnte man die Sterne sehen und wohl unterscheiden. Dieses alles dauerte bis 12 Uhr, als um welche Zeit der Mond aufging und durch sein Licht dem Nordschein seine Kraft benahm, daß man endlich gar nichts mehr davon erkennen konnte, man auch nicht weiter acht darauf gegeben hat. Die ganze Nacht hindurch reiste es stark und stur dabei. Der folgende Tag darauf, nämlich der Sonntag, war still Wetter und gewölklter Himmel, doch blickte die Sonne öfters hervor, mit anbrechendem Abend aber kam ein stiller, doch scharfer und durchdringender Regen, wie denn auch das Wetterglas schon vom Mittag an bis diese Nacht hindurch auf 4 Grad gefallen war.

NB. Aus Schlawe wird gemeldet, daß dieses Nordlicht um 2 Uhr in der Nacht auch bei hellem Mondschein sich allda vollkommen wieder eingefunden und präsentiert habe.

Pöest, den 21. Oktober 1726.

J. J. Schmidt, Pastor.

## Physikalische Anmerkungen über das den 19. Oktober Abends zu Pöest beobachtete Phänomen.

1. Dieses Zeichen ist nicht hoch im Himmel, sondern in unsrer Luft gewesen.

Denn weil es fast den ganzen Horizont eingenommen, und die Strahlen so schnell und fast augenblicklich sich unterweilen durch den ganzen Himmel bewegt, so steht nicht zu begreifen, wie dergleichen augenblickliche Bewegung durch den unermesslichen Raum der Planeten und Fixsterne geschehen könne, falls die Materie des Zeichens in dieser Gegend gestanden. Hierzu kommt noch, daß es seine Bewegung nicht mit dem ordentlichen Lauf der Sterne gemein gehabt, sondern von Westen gegen Osten sich rund herum gezogen.

2. Die Materie dieses Zeichens sind Ausdünstungen von der Erde.

Denn alles, was in der Luft entsteht, hat seinen Ursprung von Ausdünstungen, die darinnen von der Erde aufsteigen.

3. Dieses Feuerzeichen heißt ein Nordschein oder Nordlicht, lat.: Aurora borealis.

Denn weil ein Land vor dem andern anders beschaffen, und darum auch verschiedene Ausdünstungen hat, so sind insonderheit dergleichen in den Nordländern Jahr aus Jahr ein sehr gemein; und weil sie daselbst entstehen, müssen sie von dannen durch den Wind zu uns hergetrieben werden. Zum Beweis dessen kann bei gegenwärtigem Exempel dienen, daß einige Tage vorher der Nord- oder Nordwestwind bei uns stark geweht hat.

4. Die Bewegungen und Leuchtungen dieses Feuerzeichens haben einerlei Ursach mit der Materie des Blizes. Daher wird auch der Nordschein ein unvollkommen Gewitter genannt.

Denn alles, was stark leuchtet, sich schnell bewegt und bald wieder vergeht, muß sich entzünden wie der Blitz. Oder wenn es bei dem Leuchten keine schnelle Bewegung hat, sondern vielmehr an einem Ort des Himmels stehen bleibt, muß es doch aus einer leuchtenden Materie, die sich entzünden läßt, bestehen, nur daß es nicht genugsam Ursachen gehabt, sich zu entzünden, weil die Materie zu sehr ausgebreitet, und nicht dick genug bei einander gewesen. Diese Ähnlichkeit mit dem Blitz wird in gegenwärtigem Exempel in so viel mehr bestätigt, als die leuchtenden Strahlen dergestalt konzentriert worden, daß sie sich dadurch wirklich entzündet und in die Höhe gefahren, als wie flinkernd Licht.

5. Die Farben des Regenbogens haben wie sonst so auch hier den Ursprung gehabt aus der Refraction des Lichts, indem es aus einer dünneren Materie in eine dichtere gefahren.

Denn weil das Nordlicht an einigen Orten gar helle Flecken gehabt, an andern aber gleichsam dunkle Lauwolken zu sehen waren, so hat das helle Licht sich in dem dunkeln, wenn selbiges was dichter zusammen getreten, sich brechen und solche Farben hervorbringen müssen, die aber nicht lange dauern können, weil doch auch die dunkle Materie so dünn gewesen, daß man die Sterne dadurch sehen können.

6. Die feuerrote Gestalt oder Feuerwolke hat ihren Ursprung aus den in unsrer Unterluft zerstreuten dünnen Dünsten.

Das sieht man bei der aufgehenden Sonne; indem derselben Licht in die mit dünnen wässerigen Dünsten erfüllte Luft hineinscheint, so gewinnt es das Ansehen, als wenn der Himmel brennte. Da nun das Nordlicht dergleichen Feuerschein hier auch verursacht, war es ein Beweis, daß dünne Dünste in der Luft zerstreut gewesen, die auch wirklich sol-

lachen, da blieb er trugig stehen, wenngleich auch die Kirche selbst arg mitgenommen wurde. Nach dem Kriege sah sie gar elend aus, und dennoch mußte sie neun Jahrzehnte in diesem schädigen Zustande verharren. 1733 wurde sie endlich restauriert und neu gedeckt. 1768 wurde sie durch einen Umbau vergrößert. Dazu berichtet die Sage, welche mir schon als Kind erzählt wurde, folgendes: Dem damaligen Lehrer Dumzlass erschien eines Nachts ein Geist und erklärte ihm, daß die Kirche zu klein sei, und forderte ihn auf, sofort zum Patron zu gehen und denselben aufzufordern, einen Umbau auszuführen. Dumzlass gehorchte nicht. Da erschien ihm der Geist abermals und forderte ihn wiederum auf, nun endlich zum Patron zu gehen. Und damit er es nicht wieder vergesse, reichte er ihm eine Fesse aus. Herz Klopffend macht sich Dumzlass anderen Tages zum Patron und findet Gehör. Doch der betreffende Fuß ist lahm geblieben bis an sein Lebensende. 1891 wurde das Innere der Kirche abermals restauriert und mit einer neuen Orgel versehen, zu welcher die Kosten freiwillig gespendet wurden.

Der Glockenstuhl besteht aus sehr starkem Gebälk. Hin und wieder sind seltene Balken neu eingelassen worden. Als nämlich am 22. Juni 1905 ein sehr schweres Gewitter die Gegend heimfuchte, traf ein sogenannter kalter Schlag morgens 4 Uhr den Turm,

richtete großen Schaden an, legte den Turm bloß, riß Balkenteile heraus und durchfurchte das starke Mauerwerk. Merkwürdig! Genau nach vier Jahren, am 22. Juni 1909, nachmittags 4½ Uhr, traf abermals ein Blizstrahl das Kirchlein, wiederum auf derselben Stelle, richtete wieder großen Schaden an und traf den Kirchturm mit solcher Gewalt, daß die Spitze nach Südwesten gebogen wurde. Interessant ist die Inschrift der großen Glode. Sie lautet: „Margarete von Blankenburg, Edart von Mantuffels nachgelassene Witwe, nebenst ehren Söhnen Christian George Churt und Edart Gebroder die Mantuffel die Patronen am Johannes Krüger Pastor. Gott der Herr schop mi Joachim Karstede gahdt mi de Segen des Herrn is bi mi anno 1616.“ Die Inschrift der kleinen Glode ist weniger interessant. Sie lautet: „Umgegossen von Strehl in Colberg 1852. Patron der Kirche: Hermann Müller, Pastor der Gemeinde Arnhausen: Friß Schmidt. Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquiden.“

In der Kirche befindet sich ein Grabgewölbe, welches heute durch einen Bohlenbelag zugemauert worden ist. Es ist die Ruhestätte der Patrone. Die letzte Leiche ist die Tochter eines Herrn Ernst von Damitz auf Tessin. Von dem Gewölbe soll, so erzählt die Sage, ein unterirdischer Gang nach der

Larnhusburg geführt haben. Bis in den Sommer des Jahres 1913 hinein prangte auf dem freien Plage vor der Kirche eine vielästige, starke Linde. Sie stammte aus der Zeit des Großen Kurfürsten. Damals wurde sie wahrscheinlich an einen Grabhügel gepflanzt. Weit über zwei Jahrhunderte hinaus hat sie den Stürmen der Zeit und dem Wetter getrotzt. Im Sommer 1913 fiel sie auf Beschluß des Gemeindefürstentums, weil man befürchtete, daß sie eines Tages durch einen Sturmwind fallen und an der Kirche Schaden anrichten könne. Doch als die Art ihre Arbeit getan hatte, sah man den verhängnisvollen Irrtum. Obwohl innen vollständig hohl, so war die Rinde doch noch kerngesund und hatte ein vollständig gesundes Wurzelwerk. Noch lange Jahrzehnte hätte sie dem Dorfe ein heute so seltener Schmuck sein können.

Alljährlich ist Arnhausen das Ziel vieler Ausflügler. Liegt es doch so herrlich und wiederum so nah am Bahnhof Groß-Rambin. Immerhin ist die Zahl der Ausflügler klein im Verhältnis zu dem, was man dort sehen kann. Mögen diese Zeilen dazu beitragen, immer weitere Kreise auf die Naturschönheiten und geschichtlichen Denkmäler von Arnhausen aufmerksam zu machen. Man fahre hin; reich ist der Gewinn.



genden Tages sich in einen Regen resolvierten\*), und also auch bei deren Zusammentretungen das Barometrum fallen müssen.

7. Das zitternde Licht oder die überall am Himmel lodenden Lichterflammen entstehen von der starken Erleuchtung der dünnen aufsteigenden Dünste in unsrer Luft.

Das zeigt sich, wenn die Sonne den aufsteigenden Rauch erleuchtet, so gewinnt er das Ansehen einer in die Höhe steigenden Flamme.

8. Ein stärkeres Licht vertreibt das schwächere. Darum hat auch der nach und nach abgemattete Nordschein endlich dem aufgehenden Mondlicht weichen müssen und ist bei demselben verschwunden.

\*) Hierzu ist von späterer Hand, vermutlich von Pastor Haken, eine Anmerkung gemacht, wonach bezweifelt wird, daß der Regen eine Folge des Nordlichts gewesen ist. Post, Pastor.

9. Die Nordseine haben nichts zu bedeuten. Soweit man bisher den Zusammenhang der natürlichen Dinge übersehen kann, ist die natürliche Erkenntnis darinnen noch sehr gering. Wenn man aber etwas sagen soll, so mißte man natürlicher Weise anders nichts als eine Veränderung des Wetters daraus schließen. Wie denn hier solches sofort teils das damit verknüpfte Reif- und Frostwetter, teils der Tags darauf erfolgte Regen bestätigt hat.

10. Ueberdies sind auch diese Zeichen ein Werk Gottes.

Denn er hat sie nach seinem Rat kommen lassen, daß man ihn in seinen Vollkommenheiten daraus erkennen, und bei so mancherlei Begebenheiten in der Natur an ihn gedenken und sich also dadurch zur Gottseligkeit und Ehrerbietung gegen den Schöpfer aufmuntern lassen soll.

Peest, den 21. Oktober 1726.

J. J. Schmidt, Pastor.

## Die hinterpommersche Nachtigall.

Von E. Venski.

Nach mehreren Jahren völligen Fehlens oder nur sehr verstreuten Vorkommens unserer hinterpommerschen Nachtigall, des Sprossers (Brithaus philomela B), in Köslin und Umgebung ist er in diesem Jahre wieder reichlicher vertreten gewesen. Hoffentlich kehrt dieser großartige edle Sänger in den nächsten Jahren vollzählig in unsere Heimat zurück, damit sein Bestand sich allmählich vermehrt zur Freude und Erbauung der Natur- und Heimatfreunde. Zu seiner Erhaltung und Vermehrung muß stets dichtes Unterholz oder Staudengebüsch, möglichst auch etwas Wasser, und wenn es nur ein Graben oder Sumpf ist, vorhanden sein. Fehlt derartige Pflanzenwuchs, so wird sich nie der Sprosser einfänden, wird solch buschiges Unterholz entfernt, verläßt er die Gegend für immer. Von Ragen muß sein Brutort völlig frei sein.

In diesem Frühjahr sangen zwei Sprossermännchen auf dem neuen Friedhof, einer im landrätlichen Garten in Köslin; ferner beobachtete ich schlagende Sprosser am Lüptowsee, im Schwerinshtaler Moor, am Knasterwald und im Großmöllener Strandwald. In allen Standorten gibt es dichte Kraut- und Gehölzvegetation; jedoch sagen ihm überall wieder ganz besondere Pflanzen in seinem ständigen Aufenthalts- und Brutgebiet zu. Auf dem Friedhof bevorzugt er den Esen, am Lüptowsee und in der Wüste fand ich ihn brütend in Weiden- und Erlen-Stodauschlag, sehr tief zwischen vielen jungen Sprößlingen und halbvermodertem Abfalllaub, im Großmöllener Strandwald ebenfalls im alten Laub unter dem Schutze von vielrutiger wilder Johannisbeere. Der Sprosser teilt sein Brutgebiet vielfach mit der Gartengrasmücke, am hiesigen Ostseestrande außerdem noch mit dem Karmingimpel.

Die idealste Sprossergegend ist das mit allerlei Gehölz- und Bodenpflanzen urwaldartig bewachsene, unmittelbare Hinterdüngelände am Knasterwald. Hier in der größten Einsamkeit, weit ab von menschlichen Siedlungen, unter dem fernen Rauschen des Meeres, zwischen den verschiedensten Pflanzen üppigster Entfaltung, dicht an Sumpfwiesen und riesigen Rohrplänen, die mit Laubgebüsch durchsetzt sind, ist die echte Heimat des Sprossers. In seiner Umwelt leben hier der seltene, hübsche Karmingimpel, die sangesfrohe Gartengrasmücke, der ewig muntere Gelbspötter, ferner Sumpfrohfänger, Uferrohfänger, Pirol, Ruckuck und noch manch andere Prominente. Eine Schiffsrohpyramide war mein Unterstand in der Nacht und am Tage, von wo aus ich das Naturleben in diesem Gebiet in seiner vollendeten Schönheit und Urwürdigkeit beobachtete. Besonders kam es mir darauf an, Sprosser und Karmingimpel in ihrer Lebensweise zu belauschen. Nur wenige Schritte von meinem Nachtlager in der Pyramide entfernt, zwischen dichtem Wuchs von Spiräa, Labkraut, Brennnessel, wilder Johannisbeere usw. hatte ein Sprosser sein Nest. Das Weibchen brütete auf einem

Gelege von fünf Eiern. Das Männchen sang sehr eifrig, begann nach Sonnenuntergang mit vollem Schlage, den es die ganze Nacht ertönen ließ; etwa von 5 Uhr morgens an ließ der Gesang nach, bis er gegen 8 Uhr vormittags ganz verstummte. Im Laufe des Tages konnte ich nur ab und zu ein „Anschlagen“ des Sprossers vernehmen. Während der Nächte, in denen ich in meiner Pyramide der kurzen Ruhe pflegte, schlug der Sprosser neben mir ungemein kräftig und anhaltend. Noch wochenlang nachher, als ich längst wieder in die heimischen Wälder zurückgekehrt war, klangen mir die flötenden, wechselvollen und tiefen, teils sehr feurigen Strophen des Sprossers in den Ohren nach. Weitere recht interessante und wertvolle Beobachtungen konnte ich dort an diesem Sängerkönig machen. Auch an den singenden Sprossern auf dem neuen Friedhof und im landrätlichen Garten erfreute sich an diesjährigen Frühlingsabenden manch aufmerksamer Spaziergänger und Naturfreund. Im Umkreise von mehreren hundert Metern war in der Stille der Nacht der wundervolle Sprosserschlag aus dem Garten des Landrats zu hören und halte zwischen Häusern und Straßen wider.

Die Verbreitungsgrenze des Sprossers bei uns ist etwa die Oder. An dieser Linie vermischen sich Nachtigall und Sprosser. Erstere gehört mehr dem Westen und Süden, letzterer dem Osten und Nordosten an. In Stettin ist die Nachtigall häufiger zu finden als der Sprosser, dagegen verliert sie sich gleich nach Osten mehr und mehr. In Ostpommern und weiter östlich ist nur der Sprosser zu Hause. Bekannt sind die stellenweise stark bebuchten Ufer der Weichsel in Westpreußen (sogen. Weichselkämpen) für sein besonders zahlreiches Vorkommen.

## Deutsche Heimatbücher.

Der Naturforscher, vereinigt mit „Natur und Technik“, Illustr. Zeitschr. für das gesamte Gebiet der Naturwissenschaften und der Technik, mit Beilage: Nachrichtenblatt der Staatl. Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen. Preis vierteljährlich 2,50 Mark, mit Nachrichtenblatt 3,— Mark. (Sungo Vermählung Verlag, Berlin-Lichterfelde.)

Die unseren Lesern wiederholt empfohlene Zeitschrift bringt zum Herbstanfang einen interessanten Artikel über Schneespuren. Wenn man im Winter waldein, waldbaus quer durch die Felder oder über Berg und Tal die Spuren der Tiere im Schnee verfolgt, stößt man manchmal auf seltsame Zeichen. Sehr lehrreich und amüsant ist es, sich, wie S. Stephansky es in seinem Artikel tut, etwas eingehender damit zu beschäftigen. Man kommt dann

nicht nur zu äußerst vielseitigen Resultaten über die Spuren der verschiedenen Tiere, sondern kann auch wichtige Schlüsse über ihre Lebensgewohnheiten und über ihr häufig absonderliches Gebaren in dieser Jahreszeit ziehen. Die dazu gegebenen Abbildungen sind so prächtig, daß wir jeden Naturfreund besonders darauf hinweisen wollen. Ein nicht minder lesenswerter Aufsatz ist der von Dr. Goez über die farbliche Veränderung des Laubes. Prof. Schellenberg schreibt in fesselnder Weise über den Suezkanal, seine Besiedlung und seine Bedeutung für den Faunenaustausch. Einer Abhandlung Dr. Rohleders über jungvulkanische Ausbrücheerscheinungen im Fantalegebiet in Aebessinien folgt eine Studie von Margarete Neumann aus dem Gebiet der Pflanzenphysiologie über die Kultur des Wassernezes, und Dr. v. Fejervary schließt seinen Artikel über die Urwelt im Lichte lebensgeschichtlicher Beobachtung, dessen Anfänge in den letzten Seiten besondere Beachtung gefunden haben.

## Zuwendungen für das Kösliner Heimatmuseum.

252—257. Eine silberne Taschenuhr um 1817 ein silberner, vergoldeter Verlobungsring von 1817 mit den Buchstaben D. T. und D. L.; ein Patent als Professor, vom 29. 4. 1830, für den Kösliner Gymnasialdirektor Dr. D. Müller, eigenhändig unterschrieben von König Friedrich Wilhelm III. von Preußen; ein Patent als Kanzleirat, vom 6. 10. 1892, für den Gerichtsschreiber H. F. Lother in Pabstitz, eigenhändig unterschrieben von Kaiser Wilhelm II., gegengezeichnet von v. Schelling; ein Stück des Aufzugs „An mein Volk“ von 1813 (Faksimile); ein Flugblatt über deutsche Siege von 1870. Von Fräulein A. und M. Lother, Köslin.

258. Eine Urne aus rötlichem Ton, etwa 13 1/2 Zentimeter hoch, mit Henkel, aus einem Steinfindungsgrab, gefunden 1914 beim Pflügen auf dem Majiltenberg der Gemarkung des Gutes Bartoken (Kreis Rummelsburg). Nach Angabe des Finders handelte es sich um ein etwa 35 Morgen großes Grabfeld auf einem Höhenzug bis zum „Grenzsee“. Von Hauptmann a. D. Küchler, Köslin.

259—272. Eine Elle aus Holz mit Elfenbeineinlage und 13 Patentbriefe aus der Zeit von 1869 bis 1880; die älteren haben als Beigabe ein Stückchen Brot, spätere eine Stahlfeder; seit 1876 findet keine Beigabe mehr. Von Fräulein Müller, Köslin, Lazarettstraße 11.

273—276. Vier Lichtbilder (Kirche in Streich, Bauern- bzw. Bienenhäuser in Streich und Bauernhofen). Von Fräulein Ursula Schmah, Köslin.

277—279. Drei große Lichtbilder aus der Jamundstube unseres Heimatmuseums (Küchenschrank und Bettluchten), angefertigt für die demnächst im Rahmen der „Deutschen Volkskunst“ erscheinende „Pommersche Volkskunst“. Von Herrn Photograph Theodor Kannenberg, Köslin, Bergstraße.

Infolge eines Versehens ist bei den Zuwendungen 219—220 in der vorigen Nummer von „Unsere Heimat“ die Spenderin falsch aufgeführt worden. Die Gegenstände sind nicht von Frau Wolter, sondern von Frau Wobdke, Hospitalstr. 11, geschenkt. Das Bild (219.) stammt aus dem Jahre 1844.

Allen freundlichen Spendern danken wir wiederholt für die schönen Gaben. Besonderen Dank sagen wir auch noch dem anonymen Stifter von 100 RM., durch welche wir die Möglichkeit erhielten, einige ältere wertvolle Gegenstände anzukaufen. — Wir sind jetzt mit der Einrichtung des Museums im großen Ganzen fertig, so daß im Laufe des nächsten Monats die Sammlungen bestimmt der Öffentlichkeit zur Besichtigung freigegeben werden können. Leider fehlen uns für die Stube „Alt-Köslin“ immer noch ein Sofa (möglichst Biedermeier) und ein Tisch. Wer hilft uns diese Lücke ausfüllen?

Dr. Schulz.